

Feminismus im Plural

Christa Wichterich

Die Gemengelage ist unübersichtlich. In vielen Ländern findet sich aktuell ein Boom neuer Feminismen von Konservativ bis Queer, von Unternehmertum bis Kopftuch, von F-Klasse bis Pop. Noch nie war „der“ Feminismus so plural wie heute, mit der Folge, dass das Etikett Feminismus manchmal beliebig auf alles geklebt wird, wo ein paar starke Frauen drin sind. Dem stehen beharrlich wiederholte Behauptungen gegenüber, nun sei der Feminismus 1) überflüssig, weil so viel erreicht wurde, 2) gescheitert, weil durch Gender ersetzt oder 3) schlichtweg tot. Zudem ist der Begriff in einigen Milieus immer noch ein Schimpfwort.

Tatsächlich haben feministisches Denken und feministische Praxis seit der 2. Frauenbewegung, die sich seit den 1960er Jahren im Norden und Süden ausbreitete, einen globalen Siegeszug angetreten und sich dabei ausdifferenziert, verästelt, spezialisiert und professionalisiert. Viele neue Ansätze sind im globalen Süden entstanden. Feministische Forschung und Theorie sind als Gender Studies an Universitäten rund um den Globus etabliert. Gleichzeitig sind Frauenbewegungen vielerorts zersplittert, ermüdet oder in professionelle Frauenprojekte oder Gleichstellungspolitik aufgegangen. Dabei hat sich anstelle der in der 2. Frauenbewegung geforderten Einheit von Theorie und Praxis eine große Kluft aufgetan.

Nie gab es nur einen Feminismus als in Stein gemeißelte Lehrmeinung. Zu jedem Zeitpunkt verbündeten sich Feministinnen unterschiedlicher Couleur, aber sie stritten auch: über Prioritäten und Zielkonflikte, über politische Anbindung oder Autonomie, über Differenzen und Gemeinsamkeiten, über Klasse, Familie und Sexualität. Sie gründeten dauerhafte internationale Interessenverbände, erklärten ihre Solidarität mit den Kämpfen anderer Frauen, schlossen Bündnisse auf Zeit und trennten sich auch wieder. Beide, „der“ Feminismus und „die“ Frauenbewegung, sind deshalb als Sammelbegriffe zu verstehen, als Dach, unter dem sich verschiedene Konzepte und Praktiken finden, die Frauenrechte und -emanzipation, Geschlechtergleichheit und –gerechtigkeit zum Ziel haben.

100 Jahre gemeinsam und verschieden

Die Entstehung des Internationalen Frauentags hatte ihre Wurzeln in den sozialistischen und proletarischen Frauenbewegungen. Doch das Frauenwahlrecht, das vor 100 Jahren zentrale Thema, schrieb sich auch die bürgerliche Frauenbewegung auf ihre Fahnen. Sie hatte zuvor nur für ein gleiches Wahlrecht wie die Männer ihrer Klasse gekämpft, nicht für die Rechte aller Frauen. Auch den Anti-Kriegs-Protesten, dem zweiten Schlüsselthema der ersten Internationalen Frauentage, schloss sie sich aus deutsch-nationalistischen Gründen nicht an. Clara Zetkin grenzte deshalb den sozialistischen Feminismus scharf gegen das bürgerliche Lager ab: „Die sozialistische Frauenbewegung aller Länder... führt ihren Kampf nicht im Bunde mit den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, sondern in Gemeinschaft mit den sozialistischen Parteien.“

In dieser Zeit bezogen sich westliche Feministinnen aller Lager mit einer satten Portion Orientalismus und Bevormundung auf Frauenbewegungen im globalen Süden und jenseits christlich-jüdischer Kulturen. In der kommunistischen Internationale 1920 wehrte sich die türkische Frauenvertreterin Najiye gegen die westliche Bevormundung: „Die Frauen des

Ostens kämpfen, wie viele unterstellen, nicht nur für das Recht, ohne Tschador auf die Straße gehen zu können.“ Frauen in Südasien waren einerseits beeinflusst von britischen Frauenrechtlerinnen, andererseits verweigerten sie die Kooperation mit den „britischen imperialistischen Suffragetten“ und forderten in ihren Ländern Partizipation und Akzeptanz im anti-kolonialen Kampf. Daraus entwickelten sie einen eigenständigen Feminismus sowie regionale Foren und Bündnisse, wie die *All Asian Women`s Conference*, die 1931 in Lahore tagte.

Post-kolonialer Feminismus oder „I am not a Sister!“ (Gayatri Spivak)

Die feministische Dominanz des Nordens gegenüber dem Süden setzte sich auch in der 2. Frauenbewegung fort. Nord-Feministinnen unterstellten ein weltweit strukturgleiches Patriarchat und universelle Formen männlicher Macht- und Gewaltausübung sowie weiblicher Opfererfahrungen. Frauen aus dem Süden wiesen den westlichen Führungsanspruch und die homogenisierende Konstruktion zurück, verletzt darüber, dass kulturelle Differenzen und eigenständige Frauenbewegungen in den post-kolonialen Staaten nicht wahrgenommen wurden.

Die Suche nach eigenen feministischen Identitäten in den Ländern des Südens ging mit einer heftigen post-kolonialen Kritik am westlichen Feminismus einher. Zentral sind dabei zwei Fragen: die der Repräsentation: wer spricht für wen? Und die der Wissensproduktion: wer produziert welches Wissen über die post-kolonialen Gesellschaften?

In den 1980er Jahren forderte das neu gegründete Netzwerk *Development Alternatives for Women for a New Era* (DAWN) von den Nord-Feministinnen die Anerkennung eigenständiger feministischer Entwicklungen und Diskurse im Süden. DAWN betonte die Differenzen und die Pluralität von Feminismus: „Feminismus kann nicht monolithisch in seinen Themen, Zielen und Strategien sein. Es gibt und muss eine Vielfalt von Feminismen geben“. Das DAWN-Konzept des Selbst-Empowerment zielte darauf, dass arme Frauen des Südens sich durch Organisation eigene Räume schaffen, wo sie Machtstrukturen und ihre Probleme analysieren und Strategien entwickeln, sich selbst zu repräsentieren und „lokale Feminismen“ zu erarbeiten. Nach dem Grundsatz, dass „jede Frau ist Expertin ihres Lebens“ ist, war das doppelte Ziel dieses Feminismus von unten, Elitebildung und Hierarchien in Frauenbewegungen zu verhindern und auf Armutsbeseitigung und Geschlechterunterdrückung gleichzeitig zu orientieren.

Gayatri Spivak warf westlichen Feministinnen vor, aus einer „drittweltistischen Haltung“ heraus „die“ Frauen des Südens essentialistisch als unemanzipierte „Andere“ zu konstruieren, die repräsentiert werden müssen. Damit würden die „hegemonialen“ Feministinnen sich zu Agentinnen eines „imperialen Projekts“ machen, das die Stimmen der Subalternen verstummen ließe. Chandra Talpade Mohanty wandte sich gegen die Homogenisierung und Viktimisierung der „Dritt-Welt-Frau“, die weiße Feministinnen ungeachtet der spezifischen Kontexte in ihrer Forschung und Wissensproduktion vornahmen. Trotzig verkündete Spivak: „Ich bin keine Schwester“ und verweigerte sich damit der „globalen Schwesternschaft“, die die US-amerikanische Feministin Robin Morgan aufgrund einer „gemeinsamen Weltsicht“ als Folge einer „gemeinsamen Ausgangslage“ aller Frauen behauptete. Andere wiesen den Schwesterntopos als „altes Schwesternmodell der Missionierung, der Einmischung und Erlösung“ zurück.

Schwarzer Feminismus oder „Ain't I a Woman?“ (bell hooks)

Die Zurückweisung feministischer Dominanz und Bevormundung fand gleichzeitig zwischen Süd und Nord und in einzelnen Ländern statt. Seit der Bürgerrechtsbewegung der 1970er Jahre entwickelten schwarze Feministinnen in den USA einen „black feminism“ in Abgrenzung gegen den „weißen Feminismus“ und organisierten sich in selbständigen Kollektiven als Strategie gegen die eigenen Minderwertigkeitsgefühle. Das *Combahee River Collective*, eine Gruppe schwarzer Lesben, thematisierte theoretisch und praktisch die Überschneidungen oder Intersektionalität verschiedener Unterdrückungssysteme, vor allem Sexismus, Rassismus und Klassenherrschaft. Die Schriftstellerin Alice Walker, deren Literatur eine Form von Wissensproduktion über die Subjektivitäten und Spiritualität schwarzer Frauen darstellt, sprach auf diesem Hintergrund von *Womanism*, ein Konzept, das die besonderen Diskriminierungen schwarzer Frauen ins Zentrum rückt und die notwendige Verkopplung ihrer Befreiung und ihres Überlebens mit der schwarzen Gemeinschaft, also auch mit schwarzen Männern betont.

In vielen Ländern entstand Widerstand gegen die Dominanzansprüche bestimmter Gruppen von Frauen. In Indien klinkten sich sowohl muslimische als auch Dalit-Frauen aus der Frauenbewegung der dominanten Hindu-Kultur aus. In Lateinamerika distanzieren sich Indigenas und schwarze Frauen gegenüber weißen und mestizischen Frauenbewegungen, Migrantinnen gründeten eigene Organisationen und überall grenzten sich lesbische Frauen gegen die heterosexuelle Normierung der Geschlechterverhältnisse ab. Das Motiv des „für sich selbst sprechen“ als Absage an das Stellvertreter- und Repräsentationsprinzip führte einerseits zu einer Demokratisierung innerhalb der Bewegungen, sprengte aber andererseits die kollektive Identität auf. Stattdessen rückte eine doppelte Identitätssuche, nämlich einmal als eigenständiger Feminismus, und andererseits als Gratwanderung zwischen Kritik der eigenen patriarchalen Kultur und Zugehörigkeit zu dieser Kultur in den Vordergrund.

Die Fortentwicklung des schwarzen Feminismus in Afrika spiegelt dieses Dilemma. Der *Africana womanism* scheut den Begriff Feminismus und vollzog unter Bewahrung „unserer afrikanischen Kultur“ eine konservative, anti-individualistische Wende hin zu einer heteronormativen Familienzentrierung, Respekt für die Älteren und Partnerschaft mit Männern. Dagegen nennen die Autorinnen der *African Feminist Charta* von 2007 sich erneut explizit Feministinnen: „Indem wir uns Feministinnen nennen, politisieren wir den Kampf für Frauenrechte... unser Verständnis von Feminismus platziert patriarchale Strukturen und soziale Beziehungssysteme, die in andere Unterdrückungs- und Ausbeutungsstrukturen eingebettet sind, in das Zentrum unserer Analyse...“

Cultural turn & Queer: oder „Anything goes“

Wie die postkoloniale Kritik und schwarze, migrantische und islamische Feminismen so stellt auch die *Queer*-Theorie das einheitliche feministische Subjekt Frau in Frage. Prägend für viele feministische Diskurse weltweit war die kulturelle Wende, der *cultural turn*, den die Philosophin Judith Butler durch die Dekonstruktion von Zweigeschlechtlichkeit und die Fokussierung auf durch Sprache, Kultur und Normen konstruierte Subjektivitäten vollzog. Damit wendet sie sich radikal gegen die Norm der Heterosexualität und löst eine gemeinsame Geschlechtsidentität von Frauen auf. Die an Butler anschließende *Queer*-Theorie hinterfragt alle genderbezogenen Naturalisierungen, Normierungen und Ausschlüsse. Als LGBTI-Konzept (Lesben, Gay, Bisexual, TransGender, Intersexual) stellt sie derzeit das Top-Thema vor allem unter jungen Feministinnen dar und LGBTI-Vernetzungen sind gerade die vitalsten.

LGBTI-Ansätze knüpfen an Rechtsdiskurse an und fordern, häufig mit schwarzen Frauen und Frauen aus muslimischen Kulturen als Wortführerinnen, ein Recht auf selbstbestimmte Sexualität und Akzeptanz für normbrechende Geschlechterrollen. Der *cultural turn* hatte damit zum einen eine Verlagerung des Fokus von Strukturen auf Subjektivitäten und Sexualitäten zur Folge, zum anderen eine Verschiebung von Umverteilungspolitik, die auf Macht und ökonomische Verhältnisse orientiert, auf Anerkennungspolitik.

Auch der *Third Wave Feminismus*, in den 1990er Jahren in den USA entstanden, sucht eine Flexibilisierung von Geschlechterrollen, eigene Öffentlichkeiten und neue Bündnissen, unter anderem mit Männern. Er wirft der Müttergeneration Ethnozentrismus und einen Mittelstandsfokus vor. Die Radikalität wechselt ihren Ort: von der Straße in die Universitäten, in die Musik, in den Alltag. Junge, im Neoliberalismus aufgewachsene Frauen entwickeln gleichzeitig aber auch einen Karriere-Feminismus, der Gleichheit durch Anpassung und nicht durch Kritik von Herrschaftsverhältnissen anstrebt.

Hoch die internationale Frauensolidarität!

Auf dem Hintergrund dieser feministischen Pluralität und der Fragmentierung von Kämpfen stellt sich die Frage der internationaler Solidarität immer wieder neu. Was ist die gemeinsame Agenda? Wie lässt sich die Vielfalt zur Stärke bündeln? Wie sind neue Dominanzen und neue Ausgrenzungen zu vermeiden? Chandra Talpade Mohanty sieht angesichts von Strukturangleichungen durch den globalen neoliberalen Kapitalismus Chancen für eine „reflexive Solidarisierung“ und einen „Feminismus ohne Grenzen“. Auf diesem Hintergrund ist ein vielstimmiger transnationaler Feminismus entstanden, erstens in Form themenspezifischer Netzwerke z.B. Lesbenverbände, die Frauen in Schwarz als Mahnerinnen für den Frieden oder Gewerkschaften von Hausangestellten, zweitens als globale Kampagnen wie der 2000 und 2005 durchgeführte Weltmarsch der Frauen gegen Gewalt und Armut oder der Kampagne für Saubere Kleidung und drittens die Mobilisierungen im Umfeld der Vereinten Nationen. Die Vielfalt „transnationaler feministischer Solidaritäten“ und globaler Praktiken zeigt, wie die Dynamik des Feminismus sich in der Endlosschleife zwischen dem Lokalen und dem Globalen immer wieder gegen alte Ungleichheiten und neue Ungerechtigkeiten richtet.